GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Mutter, Rabenmutter, Rebell, Chirurgin – kritische Positionierungen zwischen Macht und Ermächtigung : Eine anerkennungstheoretische Perspektive auf die Matrix Erwerbsarbeit, Care-Verhältnisse und Geschlechternormen

Fischer, Gabriele

2017

https://doi.org/10.25595/1728

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fischer, Gabriele: *Mutter, Rabenmutter, Rebell, Chirurgin – kritische Positionierungen zwischen Macht und Ermächtigung : Eine anerkennungstheoretische Perspektive auf die Matrix Erwerbsarbeit, Care-Verhältnisse und Geschlechternormen*, in: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien, Jg. 23 (2017) Nr: 1, 71-86. DOI: https://doi.org/10.25595/1728.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v23i1.05

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 23/1: 71-86

Gabriele Fischer

Mutter, Rabenmutter, Rebell, Chirurgin – kritische Positionierungen zwischen Macht und Ermächtigung

Eine anerkennungstheoretische Perspektive auf die Matrix Erwerbsarbeit, Care-Verhältnisse und Geschlechternormen

Zusammenfassung: Berufsorientierung, Geschlechterverhältnisse, Erwerbsarbeit und Care-Verhältnisse beschreiben eine Matrix, innerhalb derer gesellschaftliche Hierarchien ausgehandelt werden. Individuen sind gefordert, innerhalb dieser Hierarchien Selbstentwürfe zu gestalten. Der vorliegende Beitrag schlägt vor, diese Selbstbildungsprozesse anerkennungstheoretisch zu analysieren und legt dabei den Fokus auf Anerkennungspraktiken. Dazu wird das Konzept von Anerkennungspraktiken theoretisch entwickelt und empirisch angewendet. In biographischen Erzählungen von Chirurg_innen und Friseur_innen, die in vergeschlechtlichten und hierarchisch weit auseinander liegenden Berufen tätig sind, werden Anerkennungspraktiken rekonstruiert. Diese haben unterschiedliche und hierarchisierte Subjektpositionen zur Folge, die für die Individuen jeweils Handlungsbeschränkungen darstellen, aber auch Chancen zur Selbstermächtigung bieten. Hierin wird deutlich, wie Hierarchien in konkrete Praktiken des Selbst einfließen.

Schlagwörter: Berufshierarchie; Anerkennung; soziale Praxis; Subjektivierung; Selbstbildung.

Mother, bad mother, rebel, surgeon – critical positioning between subjection and empowerment

The matrix of work, care and gender norms with a theoretical perspective of recognition

Abstract: Occupational orientation, gender, work and care build up a matrix of social hierarchies. Individuals are forced to create a perspective of their Self within those intersected social hierarchies. This article focusses on selfbuilding processes in this field with a theoretical framework of recognition and, more specifically, recognition understood as a form of social practice. On the empirical base of biographical narratives of male and female surgeons and hairdressers, social practices of recognition are being reconstructed by analyzing which different hierarchical social positions are gathered. The theoretical and empirical analysis shows that different hierarchical positions are being constructed and both of them imply moments of constraints as well as moments of empowerment. This results underline that social hierarchies need to be seen as relevant parts of selfbuilding processes.

Keywords: Hierarchy of professions; recognition; social practice; subjectification; self-building.

© 2017 Budrich UniPress. https://doi.org/10.3224/fzg.v23i1.05

> **DC:** Also, weil ich mir dann in der Arbeit auch manchmal so Sprüche anhören musste wie 'Du hast drei kleine Kinder', so 'Rabenmutter' und so. Und Edgar bei sich im Beruf eher so 'Was bist du denn für einer, so Wäsche waschen und Kinder wickeln', so. Er hat dann irgendwann angefangen, eine Viertelstelle zu machen, um weiter im Beruf zu bleiben. Dann war er so die Teilzeitkraft. Also, wir hatten immer so verkehrte Rollen.

Diese Aussage entstammt einem biographisch-narrativen Interview mit einer Chirurgin, Dagmar Cramer.[1] Sie arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews seit rund 15 Jahren als Fachärztin in einer Klinik, ist Mutter von drei Kindern, war bis auf wenige Ausnahmen in Vollzeit beschäftigt und ist es nach wie vor. Die Erziehungsarbeit und die Haushaltsaufgaben hat vor allem ihr Mann übernommen. Er hat dafür seine berufliche Entwicklung zurückgestellt und kehrt erst in dem Moment, in dem die Kinder nicht mehr so viel Betreuung benötigen, in seinen Beruf zurück. Dagmar Cramer spricht im Interview von „verkehrten Rollen". In dieser Passage thematisiert sie, wie Arbeitskolleginnen und -kollegen darauf reagieren. Sie wird als ‚Rabenmutter' bezeichnet; damit wird ihr vermittelt, sie würde ihrer Aufgabe als Mutter nicht gerecht werden, es könnte sogar soweit interpretiert werden, dass ihr von anderen – die sie nicht näher benennt – das ‚richtige' Muttersein abgesprochen wird. Etwas später im Interview beschreibt sie, wie sie mit der Zuschreibung als ‚Rabenmutter' umgegangen ist:

> **DC:** Ähm, (4), ich hab mich da einfach ein bisschen drüber lustig gemacht, weil ich mich nicht als Rabenmutter fühle. So, also ich denk, ich hab auch viel von den Kindern mitgekriegt, denk ich mal, auch so nach Feierabend. So, Edgar hat mir immer sehr viel auch erzählt, was so passiert. Auch wenn ich nicht unmittelbar immer so dabei war.

Aus ihrer Reaktion geht hervor, dass Dagmar Cramer die Adressierung als „Rabenmutter" nicht ernst nimmt. Sie bezieht sie nicht auf sich selbst und macht sich über diejenigen, die ihr diese Zuschreibung entgegenbringen, lustig, erhebt sich über sie. Diese Haltung begründet Dagmar Cramer mit ihrem Gefühl zu sich als Mutter, das nicht dem einer ‚Rabenmutter' entspricht. Im weiteren Verlauf des Interviews begründet Dagmar Cramer ausführlicher, wie sie zu dieser Selbsteinschätzung kommt. Dabei bezieht sie sich auf den Diskurs um die Norm der ‚guten Mutter' (Tolasch 2016; Toppe 2009; Thiessen/Villa 2009). Sie ruft das Bild der sorgenden Mutter auf, die sich für ihre Kinder interessiert, über deren Befinden Bescheid weiß, auch wenn sie nicht immer anwesend ist (für eine ausführlichere Analyse siehe (Fischer 2015: 109 ff.)).

Für diesen Beitrag steht jedoch nicht im Mittelpunkt, mit welchen Begründungsmustern Dagmar Cramer sich selbst als ‚gute Mutter' beschreibt. Es geht vielmehr um die Frage, wie sie sich dazu ermächtigen kann, die Adressierung als ‚Rabenmutter' in ihrer Erwerbssituation zurückzuweisen und damit ihre Position als erwerbstätige Frau in einem als männlich codierten Berufsfeld,

der Chirurgie, zu festigen und gleichzeitig die Position der ‚guten Mutter' nicht aufzugeben. Allgemeiner formuliert lautet die Frage, der ich hier nachgehen werde: Wie gelingt es Individuen, in den hierarchischen Überschneidungen, die sich aus der Matrix aus vergeschlechtlichten Berufsbildern, Geschlechternormen, Erwerbsarbeit und Care-Verhältnissen ergeben, positive Selbstbezüge herzustellen und das vor allem dann, wenn es sich um weniger privilegierte Positionen innerhalb dieser Hierarchien handelt.

Im Rahmen der analytischen Auswertungen nehme ich eine anerkennungstheoretische Perspektive ein. Dabei verstehe ich Anerkennung als soziale Praxis (Reckwitz 2003) und als Moment der Subjektivierung (Alkemeyer et al. 2013; Butler 2003; Ricken 2013). Diese theoretische Perspektive ermöglicht eine analytische Verknüpfung von gesellschaftlichen Hierarchien und sozialen Praktiken. Subjektivierung über Anerkennung erfolgt innerhalb sozialer Hierarchien und hat somit unterschiedliche hierarchische Subjektpositionen zur Folge, die in einem individuellen Selbst zusammen finden oder, wie Judith Butler es formuliert, mit einem Selbst verhaftet sind (Butler 2003: 63). So lässt sich herausarbeiten, wie über Anerkennung unterschiedliche hierarchische Subjektpositionen entstehen. Diese können hierarchisch untergeordnet sein – im Fall Dagmar Cramer als Frau und Mutter in dem männlich codierten Feld der Chirurgie – und gleichzeitig privilegiert – als Chirurgin in einer prestigeträchtigen Profession. Die Positionen vereinen sich in der Person Dagmar Cramer und stellen für sie Handlungsbeschränkungen dar, bieten aber auch Möglichkeiten der Selbstermächtigung. Mit diesem anerkennungstheoretischen Zugang lassen sich die Verwobenheiten von Erwerbs- und Geschlechterhierarchien auf der Mikroebene analysieren, ohne dabei die darin eingelagerten hierarchischen Strukturen aus dem Auge zu verlieren.

In meinem Beitrag werde ich zunächst die Konzeption von Anerkennungspraktiken als Moment der Subjektivierung theoretisch herleiten. Darauf aufbauend stelle ich den Datenkorpus, die Auswertungsmethode und schließlich die daraus gewonnene Analyse von Anerkennungspraktiken im Kontext von Geschlechterhierarchien und (beruflicher) Arbeitsteilung dar, mit deren Hilfe ich die oben aufgeworfene Forschungsfrage bearbeite.

Anerkennung – Adressierung – Subjektivierung

Die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Anerkennung richtete den Fokus lange Zeit ausschließlich auf gesellschaftliche Anerkennungsprozesse und die Bedeutung von Anerkennung für die Überwindung von sozialer Ungleichheit. Axel Honneth (1994) beschreibt den Kampf um Anerkennung als Motor für gesellschaftliche Veränderung und entwickelt dabei die Anerkennungsebenen Liebe, Recht und soziale Wertschätzung, die aufeinander aufbauen. Nancy Fraser (2003) schlägt in ihrer Replik auf Honneth vor, auch die Dimension der Umverteilung und damit die ökonomische Ressourcenausstattung für die Möglichkeit dieser Kämpfe um Anerkennung mitzudenken. Damit fordert Fraser in ihrer gesellschaftstheoretischen Perspektive, auch ökonomi-

sche Machtverhältnisse in Kämpfen um Anerkennung zu berücksichtigen. Beide Perspektiven erscheinen in der reflexiven Moderne und der damit verbundenen, auch verunsichernden, Vielfalt an Lebensformen und Gestaltungsmöglichkeiten zwar grundlegend, in der weiteren Auseinandersetzung wurde jedoch die Notwendigkeit von stärker ausdifferenzierten Analysen deutlich (Holtgrewe/Voswinkel/Wagner 2000; Fischer 2009; Wagner 2004; Wimbauer 2012;). Diese theoretischen sowie empirischen Auseinandersetzungen mit dem Themenfeld Anerkennung weisen auf die Komplexität von Anerkennungsprozessen hin.

Gabriele Wagner (2004) und Thomas Welskopp (2013) gehen von einer Omnirelevanz von Anerkennung aus und damit von Anerkennung als Bedürfnis und relevantem Bestandteil sozialer Praktiken. Dies gilt auch dann, wenn die Kämpfe um Anerkennung (noch) nicht gewonnen sind. Das bedeutet, Anerkennung als soziale Praxis findet in gesellschaftlichen Hierarchien statt, zum Beispiel im hierarchischen Spannungsfeld von Geschlechterhierarchien, Erwerbs- bzw. Berufsarbeit und Care-Aufgaben. Vor diesem Hintergrund verändert sich die Perspektive auf das Konzept Anerkennung: Sie kann nicht mehr nur als wertschätzend und relevant für die Überwindung von Ungleichheit verstanden werden, sondern wird in Ungleichheitsverhältnissen praktiziert und weist darin auch weniger privilegierte Positionen zu. Um dies konzeptionell mitzudenken, erscheint das Verständnis von Anerkennung als Adressierung interessant, das Norbert Ricken und Nicole Balzer entwickeln:

> [M]it Anerkennung ist die zentrale Frage berührt, als wer jemand von wem und vor wem wie angesprochen und adressiert wird und zu wem er/sie dadurch vor welchem (normativen) Horizont sprachlich bzw. materiell etablierter Geltungen gemacht wird; bezieht man dann auch mögliche Antworten mit ein, dann lassen sich diese analog dazu als Gegenadressierung verstehen, in denen ihrerseits andere wieder als jemand angesprochen und – qua Verschiebung bzw. Akzeptanz etablierter Normen – zu jemandem gemacht werden. (Balzer/Ricken 2010: 73)

Unter Adressierung wird dabei nicht nur die sprachliche Anrede verstanden, sondern auch Gesten, körperliche Reaktionen, Blicke oder Positionierungen von Körpern, deren Einsatz jeweils nicht als feststehend verstanden wird, sondern sich in den Praktiken der Anerkennung „ständig (re)signifiziert" (Reh/Ricken 2012: 43). Anerkennung wird als normengebundene Interaktion konzipiert, in der Anerkennung intersubjektiv zum Ausdruck gebracht wird.

Nicole Balzer und Norbert Ricken beziehen sich mit ihrer praxeologischen Perspektive auf Judith Butlers Analysen des Komplexes Anerkennung, Macht und Subjektivierung (Butler 2001; 2003). Butler entwickelt ihre Gedanken mit Bezug auf die Figur der Anrufung bei Louis Althusser und auf Michel Foucaults Machtanalysen. Althusser thematisiert Wiedererkennen, Anerkennung und Subjektivierung in seinem viel zitierten Beispiel des Polizisten, der jemanden mit „He, Sie da!" anruft. Mit dem Sich-Umdrehen als Reaktion auf diese Anrufung wird sowohl die Person des Rufenden als auch das Angerufenwerden selbst anerkannt (Althusser 1977).

Judith Butler geht in ihren Überlegungen einen Schritt zurück und stellt an Althussers Szenario der Anrufung durch den Polizisten die Frage, warum sich der/die so Angerufene überhaupt umdreht und welche Auswirkungen dieses Sich-Umdrehen auf die Subjektwerdung hat (Butler 2001: 11). Butler denkt die Möglichkeit mit, die Anrufung mit dem eigenen Namen nicht zu verstehen, nicht zu hören, falsch zu verstehen oder die rufende Person nicht zu (er)kennen und damit die Anrufung nicht auf sich zu beziehen. Subjektivierung über Anrufung kann also scheitern (ebd.: 91f.). Dies wird offensichtlich, wenn die Anrufung in Form einer sozialen Position erfolgt. Judith Butler schreibt:

> Denken wir an die Kraft dieser Dynamik von Interpellation und Nichtanerkennung, wenn der Name kein Eigenname ist, sondern eine gesellschaftliche Kategorie und damit ein Signifikant, der sich auf verschiedene und widersprüchliche Weisen deuten läßt. Der Anruf als 'Frau' oder 'Jude' oder 'Schwuler' oder 'Schwarzer' oder 'Chicana' läßt sich je nach Kontext als Bekräftigung oder als Beleidigung hören oder auffassen (wobei der Kontext die tatsächliche Geschichtlichkeit und Räumlichkeit des Zeichens ist). (ebd.: 92)

Butler sieht die Notwendigkeit einer Differenzierung diskursiver Subjektivierung durch Anrufung, wenn diese soziale Kategorisierungen impliziert. In ihren Augen gibt es keine Anrufung als ein vollständiges Subjekt. In der Anrufung entstehen Subjektpositionen innerhalb eines bestimmten Diskurses, die jeweils unterschiedlichen Deutungen unterliegen. Anrufungen wie die als ‚Frau' oder ‚Schwuler' sind niemals eindeutig. Die Inhalte der Anrufungen lassen sich je nach Kontext unterschiedlich interpretieren und haben entsprechend das Potenzial, sowohl beleidigend als auch bekräftigend zu wirken. Diese verschiedenen Deutungsmöglichkeiten implizieren auch Freiheiten für die Angerufenen. Sie können innerhalb eines bestimmten Rahmens eigenmächtig entscheiden, auf die Anrufung zu reagieren oder nicht, beziehungsweise in einer bestimmten Art und Weise zu antworten.

Aus diesem Gedanken leiten Ricken und Balzer Anerkennungspraxis als wechselseitigen Prozess von Adressierung und Re-Adressierung ab, der in verschiedenen normativen Rahmen stattfindet. Übertragen auf den Fall Dagmar Cramer hieße dies: Dagmar Cramer wird als ‚Rabenmutter' adressiert. Diese Adressierung erfolgt aufgrund der machtvollen Norm der ‚guten Mutter', die zwar Erwerbstätigkeit ermöglicht, allerdings nur, wenn damit noch Zeit, Aufmerksamkeit und Zuständigkeit für die Kinder verbunden ist. Diese Adressierung zurückzuweisen bedeutet für Dagmar Cramer, sich zusätzlich zu ihrer Erwerbstätigkeit die Position der ‚guten Mutter' anzueignen, indem sie das Infragestellen nicht annimmt, sondern in der Re-Adressierung zurückweist. Mit dieser Zurückweisung inszeniert sie sich als das, was sie gesellschaftlich normativ sein soll und als das sie sich selbst fühlt: eine ‚gute Mutter'. In ihrer Erzählung unterwirft sie sich den dieser Position zugrunde liegenden Normen von Muttersein und Weiblichkeit genau über die Abwehr der Adressierung der ‚Rabenmutter'. Die Anrufung und die Reaktion auf diese Anrufung sind also zwei

gleichzeitig stattfindende Prozesse, die subjektivierend und handlungsmächtig zugleich sind.

Diese Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Selbstermächtigung lässt Judith Butler zu dem Schluss kommen, Anerkennung selbst als „Ort der Macht" (Butler 2009: 11) zu bezeichnen. Da Anerkennung mit sozialen Normen in Verbindung steht, wird über Anerkennung verhandelt, „wer für das anerkennbar Menschliche überhaupt in Frage kommt" (ebd.). Anerkennung wird also zum Motor des Prozesses von Normalisierung beziehungsweise der normalisierenden Unterwerfung. Für Dagmar Cramer wäre das Annehmen der Adressierung als ‚Rabenmutter' mit der Konsequenz verbunden, auf einen zentralen Aspekt von Weiblichkeit im Sinne der doppelten Vergesellschaftung zu verzichten – das Muttersein (Becker-Schmidt et al. 1982).

Vor dem Hintergrund dieser subjektivierungstheoretischen Perspektive fließen Machtanalysen in den Ansatz der Anerkennung als Adressierung ein (Ricken 2013: 94ff.): Mit der Adressierung werden bestimmte Angerufene ausgewählt, was gleichzeitig bedeutet, dass andere nicht angerufen werden. Dadurch erweist sich, wer als anrufbar gilt und wer nicht. Grundlage dafür sind gesellschaftliche Normen, die definieren, was als anerkennbar gilt. Durch die Anrufungen werden die zugrunde liegenden Normen aufgerufen, wiederholt und wieder gültig gemacht. Das Raster des Anerkennbaren (Butler 2003: 63) wird durch Anerkennungsprozesse selbst immer wieder reproduziert. Gleichzeitig haben Prozesse von Adressierungen und Re-Adressierungen Positionierungen nur innerhalb des Anerkennbaren zur Folge. Der Rahmen des Anerkennbaren, innerhalb dessen Positionierungen stattfinden, lässt sich nicht frei von Hierarchien denken. Das wird allein am Beispiel der Norm der ‚guten Mutter' und der ‚erwerbstätigen Frau und Mutter' deutlich.

Normen werden hier allerdings anders gedacht. Sie werden nicht als gesellschaftliche Ziele konzipiert, sondern als unreflektierte Grundlage von Handlungen, als Gewohnheiten und damit als die „hinterlistigste und alltägliche Form" von Macht (Foucault 1976: 123). Über die Konzipierung der Re-Adressierung wird zudem der eigenmächtige Anteil der Individuen in diesen Prozessen sowie die Gleichzeitigkeit von Anerkennen und Anerkannt-Werden mitberücksichtigt. Oder, wie Thomas Alkemeyer es ausdrückt, in sozialen Praktiken der Anerkennung zeigt sich

> erstens, wer oder was im Kontext der beobachteten Praktik überhaupt von wem an welcher Position als anerkenn- und damit adressierbar wahrgenommen wird, und zweitens, wie sich Individuen gegenseitig als Subjekte 'anrufen', indem sie sich sprachlich und gestisch (durch eine flüchtige Berührung, ein Hochziehen der Augenbraue, ein leichtes Nicken) einander zuwenden, kommentieren und kritisieren. Adressierungen und Re-Adressierungen bilden ein öffentliches Geflecht kommunikativer Akte, in deren Vollzug ein 'irgendjemand' vor Dritten zu 'jemandem' gemacht wird und sich selbst dazu macht. In diesen Geflechten können bestehende Machtverhältnisse bestätigt aber auch in Frage gestellt werden. (Alkemeyer/Budde/Feist 2013: 64)

Mit einer praxeologischen Perspektive lässt sich Anerkennung also als intersubjektive Kommunikation im weitesten Sinne beschreiben, über die Menschen auf der Basis gesellschaftlicher Normen von anderen Menschen zu jemandem gemacht werden und sich dazu machen lassen oder auch nicht. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die hierarchischen Positionen der an der Adressierung und Re-Adressierung Beteiligten eine wichtige Rolle spielen.

Aus diesen theoretischen Überlegungen wird deutlich, dass Anerkennungspraktiken in miteinander verwobenen sozialen Hierarchien stattfinden und darin verschiedene Subjektpositionen entstehen lassen. Die Herausforderung für Individuen besteht darin, unterschiedliche, sich auch widersprechende Subjektpositionen – mechanisch gesprochen – zu einem Selbst zusammen zu fügen und somit Praktiken der Selbst-Bildung (ebd.) zu betreiben. Hier stellt sich die Frage, wie diese Praktiken empirisch analysierbar werden.

Anerkennungspraktiken methodologisch

Anerkennungspraktiken empirisch analysieren zu wollen, wirft die grundsätzliche Frage auf, wie Anerkennung überhaupt als solche erkannt werden kann (ausführlich dazu Fischer 2015: 71ff.). Die theoretischen Ausführungen verweisen auf die Komplexität von Anerkennung. Um Anerkennung erkennen zu können, so die Überlegung, muss das zentrale Moment der Deutungen von Normen und Anerkennbarkeit rekonstruierbar sein. Zudem geht es darum zu erkennen, wie Selbstbildungen aus den unterschiedlichen Subjektpositionen heraus hergestellt werden.

Lebensgeschichtliche Erzählungen stellen verbalisierte Selbstentwürfe dar, aus denen subjektive Deutungen rekonstruiert werden können (Dausien 2009: 162f.). Die wenig strukturierende Fragetechnik der biografisch-narrativen Interviews ermöglicht einen großen Freiraum für die Erzählung. Die hier vorgelegte Analyse von Anerkennungspraktiken erfolgte daher auf der Grundlage von 14 biografisch-narrativen Interviews (Rosenthal 2014; Schütze 1983). Um den Aspekt der Hierarchien abbilden zu können, wurden als empirisches Feld die beiden Berufsgruppen Chirurgie und Friseur_innenhandwerk gewählt, die unterschiedliche soziale Anerkennung erfahren und unterschiedlich geschlechtlich codiert sind. Diesbezüglich, aber auch bezüglich ihrer Berufsspezifika wie Ausbildungsdauer, Formalisierungsgrad, betriebliche Struktur (Kliniken versus Salons) stellen diese Berufe für das Sampling bereits eine maximale Kontrastierung (Flick 2010: 165) dar.

Um die Analyse von Anerkennungspraktiken, verstanden als Subjektivierungspraktiken, auf der Basis von biografisch-narrativen Interviews theoretisch auf eine fundierte Basis zu stellen, bedarf es einer Auseinandersetzung damit, was die biographische Erzählung repräsentiert und was daraus folglich rekonstruiert werden kann. Gerade im Zusammenhang mit der Diskussion um ein Zusammendenken von Biografie- und Diskursforschung entstanden theoretische Überlegungen, die Analysen auf der Basis von lebensgeschichtlichen Erzählungen ermöglichen und dabei die Konzeption von Subjektpositionen miteinbeziehen

(Schäfer/Völter 2009; Spies 2010: 109ff.). Dabei werden Selbsterzählungen als „Selbstanrufung des Subjekts" (Schäfer/Völter 2009: 169) verstanden. So lässt sich die Erzählung des Subjekts als bestehend aus Präsentationen verschiedener Subjektpositionen verstehen, die in der Erzählung produziert werden.

Um diesen Prozess mit dem Fokus auf Anerkennungspraktiken empirisch analysieren zu können, greife ich auf die Positionierungsanalyse (Bamberg 2003; Korobov 2001; Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Spies 2010) zurück. Diese geht davon aus, dass in der Interviewsituation eine Selbstpositionierung stattfindet, indem die Erzählenden entscheiden, wie sie sich präsentieren und als wer sie gesehen werden wollen. Es finden zudem in den Erzählungen selbst Positionierungen statt, da gerade in biografisch-narrativen Interviews der Fokus auf der eigenen Geschichte liegt. In dieser wird die eigene Position in Bezug auf andere Personen beschrieben. Über die Art und Weise, wie Personen über sich und andere sprechen, lassen sich sowohl die jeweiligen Selbstpositionierungen als auch die Positionierungen der anderen rekonstruieren (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 169). Mit dem Fokus auf Anerkennungspraktiken lässt sich hier außerdem herausarbeiten, *was* die Interviewten als anerkennenswert deuten. Die hier dargestellten Ergebnisse basieren auf dieser Analyse.

Aus dem Sample der erhobenen Interviews habe ich aufgrund der aufwändigen Analysemethode insgesamt vier Fälle ausgewählt, aus jedem Berufsfeld jeweils einen Mann und eine Frau (für die ausführliche Darstellung aller Fälle siehe Fischer 2015). Die Fallauswahl erfolgte innerhalb des jeweiligen Berufsfeldes schrittweise auf der Basis des theoretischen Samplings (Flick 2010: 158). Da die Berufe selbst bereits maximal kontrastieren, habe ich mich innerhalb der Berufe für eine minimale Kontrastierung entschieden.

Praktiken der Anerkennung in der geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung

Neben der Analyse dessen, was erzählt wird, stellt auch das, was nicht erzählt wird, eine wichtige Information dar. Über alle Interviews hinweg lässt sich zunächst folgendes feststellen: Positionen, die gesellschaftliche Anerkennung genießen, werden nicht explizit erzählt. Männliche Chirurgen erwähnen ihre Position als männliche Chirurgen nie, heterosexuelle Interviewte thematisieren ihre Positionierung als heterosexuell ebenfalls nicht, auch Personen ohne Migrationsgeschichte nehmen darauf keinen Bezug. Privilegierte Positionen, die durchaus Ergebnisse von Anerkennungsprozessen darstellen, lassen sich somit als selbstverständlich interpretieren. Erzählte Anerkennungspraktiken innerhalb von Hierarchien lassen sich vor dem Hintergrund dieses Ergebnisses dann rekonstruieren, wenn es sich um Einordnungen in weniger anerkannte Hierarchiestufen handelt.

Bei Dagmar Cramer wurde bisher vor allem das Spannungsfeld der Vollzeit erwerbstätigen Chirurgin und Mutter von drei Kindern angesprochen. Sie thematisiert in ihrer Erzählung auch die Geschlechterverhältnisse in ihrem professionellen Alltag als Chirurgin in der Klinik. Ihr ist durchaus bewusst, dass sie als Frau in einem männlich codierten Berufsfeld arbeitet. Angelika Wetterer

(2002) beschreibt eindrücklich, wie sich die Medizin als männlich codierte Profession öffnete, sich mit dieser Öffnung jedoch eine intraprofessionelle Arbeitsteilung feststellen ließ, wonach Gynäkologie und Geburtshilfe beispielsweise als tendenziell weiblich codiert gelten, während hingegen prestigeträchtige Bereiche wie die Chirurgie nach wie vor männlich dominiert sind. Mittlerweile lässt sich auch innerhalb der Chirurgie eine geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung feststellen, wonach Frauen eher die so genannten *soft skills* zugeschrieben werden und sie deshalb mehr Patient_innengespräche führen und weniger operieren (Leschber 2008). Die Adressierung als Frau in der Chirurgie und damit als die ‚Andere', die ihre Kompetenz erst unter Beweis stellen muss, erfährt Dagmar Cramer sowohl von Patient_innen als auch von Kolleg_innen. Über Patient_innen sagt sie aus: „Wo ich einfach nur merke, dass, ähm, dass die Patienten oder viele Patienten einfach, ja, einen Mann als Chirurgen brauchen." Sie beschreibt ihren Umgang damit so, dass sie sich einen männlichen Kollegen sucht, der den Patient_innen das kommuniziert, was sie ihnen eigentlich sagen will. „Genau, dann sag ich, du geh da mal rein, sag mal dem das und das und das. (lacht) Ja, das wirkt ganz anders." Daraus lässt sich ableiten: Die Adressierung der Patient_innen an Dagmar Cramer als Frau und damit gleichzeitig als nicht kompetent, führen nicht dazu, dass Dagmar Cramer sich selbst in Frage stellt. Im Gegenteil: Sie ironisiert diese Adressierung. Diese Praxis lässt sich zurückführen auf ihre überlegene Position als Ärztin gegenüber ihren Patient_innen.

Auch bei ihren Kolleg_innen nimmt sie die Adressierung zwar nicht an, es wird jedoch eine andere Praxis offensichtlich. Sie steht mit ihren Kolleg_innen hierarchisch auf derselben Stufe, kann sich also nicht einfach über sie stellen. Sie beschreibt sich als passend für das männliche Arbeitsumfeld:

> **DC:** Ja (2) und insgesamt finde ich es sehr angenehm, in der Chirurgie zu arbeiten, gerade weil da auch viele Männer sind. Weil ich glaub, nur mit Frauen zu arbeiten, das ist so ein Gezicke, das ist manchmal stressiger. […] So der Ton ist ein bisschen ein anderer. Das ist so direkt. Vielleicht liegt das auch an der Chirurgie, ich weiß es nicht. Da wird dir auch mal auf den Kopf zugesagt, was hast du denn für eine Scheiße gebaut (lacht), ja, das wird manchmal auch sehr drastisch. Ja, und dann ist aber auch wieder vergessen, auch nicht so nachtragend. Wenn, dann kommt es dann auf den Tisch und nicht irgendwie so hintenrum oder so, ne. Und das finde ich sehr angenehm. Ich glaub, das liegt auch daran, dass da so viele Männer arbeiten.

In ihrer Erzählung entspricht der raue Ton und die konfliktbetonte und konfrontative Offenheit ihren Vorstellungen von kollegialem Umgang. In Abgrenzung zu dem „Gezicke" der Frauen empfindet sie das Arbeiten in der Chirurgie als angenehm, „gerade weil da so viele Männer sind". Diese kurze Darstellung macht deutlich, dass Dagmar Cramer die hierarchisch niedrige Position als Frau nicht annimmt. Sie reproduziert aktiv abwertende Geschlechterbilder, von

denen sie sich abgrenzt und sich als passfähig zu den als männlich konstruierten Verhaltensweisen ihrer Kollegen entwirft.

Diese Praxis des Nicht-Annehmens hierarchisch niedriger Positionen zeigt sich nicht nur bei Dagmar Cramer. Es wird sowohl in der Geschlechterhierarchie als auch in der Berufshierarchie immer wieder deutlich. Leo Farolo[2] arbeitet als Friseur. Der Friseur_innenberuf ist einer der Berufe, die gesellschaftlich wenig Anerkennung genießen, was sich nicht zuletzt an der Debatte um den Mindestlohn zeigte (Esslinger 2013; verdi 2013). Auch wenn der Friseur_innenberuf lange Zeit ein reiner Männerberuf war (Barbiere) und sich die Handwerker_innenvereinigungen gegen die Zulassung von Frauen in dieses Berufsfeld sträubten (Kornher 2012), lässt sich der Beruf spätestens seit Bestehen der Bundesrepublik als Frauenberuf bezeichnen. In den letzten 20 Jahren lag der Frauenanteil in diesem Handwerk kontinuierlich bei über 90 Prozent[3]. Leo Farolo arbeitet also als Mann in einem frauendominierten Beruf, der in der Berufshierarchie eher unten angesiedelt ist. Er besitzt einen kleinen Salon in einem Wohnviertel. Nebenher spielt er in einer Band und gestaltet Skulpturen. Für ihn stellt das Haareschneiden nur einen Baustein seiner künstlerischen Tätigkeiten dar:

> **LF:** Ich spiele in ner Band noch nebenbei. Das ist auch so eine Baustelle. Es macht auch voll Spaß, es ist auch komplett noch mal n ganz anderer, ne ganz andere Quelle, halt so mit mit mit Musik etwas zu schöpfen, weil das ist noch mal, Gehör und und Instrumente sind doch was was ganz anderes als die bildliche Kunst, also die Kunst, mit der ich jeden Tag beschäftigt bin.

Er entwirft sich als kreativer Querdenker, der sich selbst als überhaupt nicht zugehörig zu einem Beruf inszeniert, der gesellschaftlich wenig Anerkennung erfährt. Über diese Positionierung als Künstler und Rebell grenzt er sich von den anderen Friseur_innen ab, die er als wenig kreativ, als konventionell und in Hierarchien denkend beschreibt. Eine ähnliche Positionierung zeigt Viktoria Frisch. Sie arbeitet seit vielen Jahren als Friseurin, hat mittlerweile einen eigenen Salon und entwirft sich als Künstlerin, in deren Salon Opernmusik läuft. Auch sie erzählt sich als außerhalb des Friseur_innenberufs stehend, also nicht als Angehörige einer Berufsgruppe, sondern individualisiert ihre Position als Friseurin. Diese wird in ihrer Erzählung von ihren Kund_innen bestätigt, die sie – da sie eher in einem höherpreisigen Segment tätig ist – als gebildet und arriviert beschreibt: „weil die Leute einfach auch was zu erzählen haben, gerade wenn man nicht so nicht so der günstige Friseur ist“. Aus der gesellschaftlichen Position der Kund_innen leitet sie ihre eigene Positionierung als kreativ-intellektuelle Friseurin ab. Beide Friseur_innen beschreiben sich also nicht in der Position am unteren Ende der beruflichen Anerkennungshierarchie, sondern positionieren sich außerhalb des Berufs, indem sie auf andere gesellschaftliche Ressourcen wie Kunst und ein verhältnismäßig gehobenes Einkommen zurückgreifen.

Viktoria Frisch grenzt sich mit dieser Selbst-Aufwertung nicht nur vom Friseur_innenberuf ab, sondern auch von dem damit verbundenen Frauenbild. Ihren Kolleginnen traut sie zudem weniger handwerkliche Fähigkeiten zu: „Frauen haben eher so in den Klitschen gearbeitet, in den kleinen Schischilädchen so Waschen-Schneiden-Fönen-Läden“ als sich selbst: „ich wusste einfach, dass ich gut schneiden kann“. Die Abgrenzung erfolgt nicht nur über Weiblichkeitskonstruktionen und deren jeweilige Wertung, sondern auch über zugeschriebene bzw. abgesprochene Fachlichkeit. Ähnlich wie Dagmar Cramer konstruiert Viktoria Frisch ein stereotyp negatives Bild von Weiblichkeit, von dem sie sich mit ihrem Weiblichkeitsentwurf distanziert.

Diese hier dargestellten Auszüge aus der Empirie machen deutlich, wie sich hierarchische Verhältnisse auf unterschiedliche Weise in Anerkennungspraktiken einschreiben. Sie fließen als Wissen und als Machtpositionen in die Positionierungen ein und können – wie oben bereits angedeutet – sowohl Handlungsbeschränkungen als auch Momente der Selbstermächtigung darstellen. Dabei zeigt sich ein gemeinsames Muster: Niedrigere hierarchische Positionen werden als solche nicht angenommen, sondern in der Selbstbeschreibung abgelehnt. Das lässt sich aus dem Umgang mit der geringen Wertschätzung des Friseurberufs ebenso herausarbeiten wie aus dem Umgang mit Weiblichkeiten in der Geschlechterhierarchie. Diese Ablehnung der Einordnung in hierarchisch niedrige Positionen erfolgt über eine Konstruktion als ‚anders als‘ in Bezug auf geringgeschätzte Positionen oder als ein ‚genauso wie‘ in Bezug auf anerkannte Positionen.

Aus den Anerkennungspraktiken lassen sich Selbstaufwertungen herausarbeiten, die jeweils soziale Felder in die Positionierung einbeziehen, denen mehr gesellschaftliche Anerkennung entgegengebracht wird und mit denen geringgeschätzte Positionen sozusagen ‚angereichert‘ werden – wie die beiden Fälle aus dem Friseur_innenhandwerk zeigen. Der Umgang mit hierarchisch niedrigeren Positionen erfolgt über aufwertende Selbst-Adressierungen. Diese aufwertenden Selbst-Adressierungen zeigen, dass sich Hierarchien in Anerkennungspraktiken auch ohne aktive Abwertung von anderen vermitteln. Das Wissen über hierarchische Strukturen fließt in Anerkennungspraktiken implizit mit ein. Die Annahme der Positionierung innerhalb dieser hierarchischen Strukturen kann abgelehnt und über Selbst-Adressierungen eine andere Position konstruiert werden. Diese Konstruktionen stellen eine Voraussetzung dafür dar, nicht aus einer Position der Abwertung und relativen Schwäche heraus agieren zu müssen.

Für die Analyse von Anerkennungspraktiken stellen Anerkennungsbeziehungen und die darin eingelassenen hierarchischen Strukturen ein wichtiges Moment dar. Die empirischen Rekonstruktionen unterstreichen die Bedeutung der sozialen Verortung und der damit verbundenen Machtausstattung der Anerkennenden. In der Chirurgie lassen sich mit Kolleg_innen, Vorgesetzten, Pfleger_innen und Patient_innen verschiedene Anerkennende nennen, die jeweils unterschiedliche Positionen repräsentieren und deren Anerkennung unterschiedlich gedeutet wird. Für das Weiterkommen im Beruf, das haben die empirischen Analysen gezeigt, hat die Anerkennung durch Vorgesetzte und Kolleg_innen mehr Bedeutung als die durch Patient_innen. Nicht nur formalhie-

rarchische Positionen werden relevant (Fischer 2015: 96ff.; 146ff.). Adressierende Andere repräsentieren sozialen Status, Männlichkeiten oder Weiblichkeiten und deren Verwobenheiten mit Hierarchien und Machtverhältnissen. Stehen anerkannte Positionen in Frage – beispielsweise indem Männlichkeiten über das Vaterwerden neu verhandelt werden[4] – lässt sich eine Suche nach bestimmten Anerkennenden herausarbeiten. Für die Positionierung innerhalb des Gefüges unterschiedlicher Männlichkeiten, die relational und hierarchisch zueinander in Beziehung stehen (Connell 1999), ist die Adressierung männlicher Anderer von Bedeutung, die die ‚gesuchte' Männlichkeit repräsentieren. Dies verweist auf die Herstellung von Männlichkeit in homosozialen Räumen (Meuser 2001) und die Notwendigkeit der Anerkennung bestimmter Männlichkeiten durch Männer, die ebendiese Männlichkeiten verkörpern (Bourdieu 2005).

Die soziale Verortung von Anerkennenden wird zudem relevant im Zusammenhang mit der oben beschriebenen Selbstaufwertung. Gerade im Friseur_innenberuf zeigt sich die Suche nach Bestätigung des beruflichen Selbstbildes durch Kund_innen. Diese werden über Zuschreibungen hinsichtlich Bildung oder sozialem Status als homogene Gruppe mit bestimmter sozialer Verortung konstruiert. Ihr Kommen wird als Adressierung entsprechend des beruflichen Selbstbildes gedeutet. Dabei zeigt sich ein reflexives Verhältnis zwischen der Positionierung als Friseur_in und den anerkennenden Anderen.

Anerkennungspraktiken als Praktiken der Kritik

Das theoretische Konzept von Anerkennungspraktiken als Moment der Subjektivierung, das ich empirisch mit der Positionierungsanalyse biografisch-narrativer Interviews von Beschäftigten im Friseur_innenhandwerk und in der Chirurgie konkretisiert habe, macht die Verwobenheit der Matrix aus Erwerbshierarchien, Care-Verhältnissen und Geschlechternormen deutlich. Selbsterzählungen weisen unterschiedliche Positionierungen innerhalb dieser Hierarchieverhältnisse auf. Dieser Zugang zeigt die Komplexität sozialer Praktiken in dieser Matrix.

Gleichzeitig wird aus diesen Analysen – und hier vor allem aus der Nicht-Annahme hierarchisch niedriger Positionen – ein grundlegender Widerspruch deutlich. Anerkennungspraktiken in weniger privilegierten Positionen bedeuten ein Ausblenden ungleichheitsgenerierender Strukturen. Diese werden für die eigene Positionierung nicht als solche anerkannt. Ein Anerkennen dieser Hierarchien würde bedeuten, die eigene Position darin ebenfalls anerkennen zu müssen. Für die Positionierung innerhalb eines hierarchischen Feldes erfolgen die hier herausgearbeiteten Praktiken genau über die Ablehnung dieses normativen Rahmens. Nur so gelingt es, sich selbstaufwertend zu positionieren. Die dafür mobilisierten Selbst-Adressierungen erfolgen innerhalb dieser Hierarchien. Die Akteur_innen können diese Hierarchien zwar verändern, indem sie ein anderes Bild des Friseur_innenberufs entwerfen (beispielsweise eher als kreativen Beruf beschreiben), jedoch wird die Hierarchie selbst nicht unbedingt in Frage gestellt. Selbstaufwertende Positionierungen lassen sich somit als Praktiken verstehen, über die eine performative Reproduktion von Hierarchien stattfindet.

Hierarchien werden über die Praktiken der Anerkennung nicht zwangsläufig überwunden, sondern bleiben, wenn auch verändert, doch als ungleichheitsrelevante Struktur bestehen.

In der Analyse von Anerkennungsbeziehungen wird gleichzeitig das eigensinnige Moment deutlich, indem die Suche nach Anerkennung zu einer Suche nach Anerkennenden werden kann. Innerhalb des Rahmens der Anerkennbarkeit existieren Spielräume, in denen nach Adressierungen und Anerkennungen für bestimmte Positionen gesucht wird. Das ‚Anerkannt-Werden-Wollen als' stellt so eine eigenmächtige Anerkennungspraxis dar, in die Konstruktionsleistungen einfließen. Gerade der eigenmächtige Anteil, der sich in den empirischen Analysen herausarbeiten ließ, verweist auf das Moment der Kritik, das in diese Praktiken eingelassen ist. Anerkennungspraktiken beschreiben nicht nur Anpassung an Normen, sondern auch sich verändernde Interpretationen und Distanzierungen davon, die überwiegend über eigenmächtige Deutungen und Selbst-Adressierungen stattfinden. Anerkennungspraktiken sind damit nicht nur als Anpassung an gesellschaftliche Zuordnungen zu verstehen, sondern ihnen wohnen Praktiken der Kritik inne, wie sie Judith Butler mit Bezug auf Michel Foucaults Auseinandersetzungen mit Verbot, moralischer Erfahrung, Macht und „Selbst-Transformationen" (Butler 2009: 228) entwickelt:

> Die kritische Praxis entspringt nicht aus der angeborenen Freiheit der Seele, sondern wird vielmehr im Schmelztiegel eines bestimmten Austauschs zwischen einer Reihe (schon vorhandener) Regeln oder Vorschriften und einer Stilisierung von Akten geformt, die diese schon vorhandenen Regeln und Vorschriften erweitert und reformuliert. Diese Stilisierung des Selbst in Beziehung zu den Regeln gilt als eine Praxis. (ebd.: 234)

Diese Überlegungen lassen sich auf Anerkennungspraktiken anwenden. Sie basieren auf Normen, die aufeinander bezogen und widersprüchlich sind. Über diese Normen finden Zuweisungen zu Subjektpositionen statt, die im Rahmen des Anerkennbaren in Selbstbildungen miteinfließen. Wie die hier vorgelegten empirischen Analysen zeigen, sind darin selbstermächtigende Praktiken enthalten. Diese beinhalten Möglichkeiten, durch Umdeutungen, Aneignungen und selbstaufwertende Positionierungen den Rahmen des Anerkennbaren zu verändern und zu erweitern. In diesem Sinne lassen sich Anerkennungspraktiken als kritische Praktiken verstehen, wenn durch ein Leben „an den Grenzen der Anerkennbarkeit" (Butler 2003: 67) diese Grenzen verschoben werden oder wenn das Verständnis dessen, was als anerkennbar angesehen wird, sich über diese Praktiken verändert.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Prof. Dr. Gabriele Fischer
Hochschule Esslingen
Flandernstraße 101, 73732 Esslingen
gabriele.fischer@hs-esslingen.de

Anmerkungen

1 Die Interviews sind anonymisiert. Die Befragten haben der Veröffentlichung in dieser Form zugestimmt.

2 Auch dieses Interview wird in anonymisierter Form dargestellt.

3 Berufe im Spiegel der Statistik. <http://bisds.infosys.iab.de/bisds/result?region=19&beruf=BO901&qualifikation=2> (Zugriff am 27.1.2017).

4 Weitere Fälle finden sich bei Fischer 2015, so beispielsweise der des Chirurgen Carsten Clement, der in Elternzeit gegangen ist, weshalb seine Männlichkeit und Fachkompetenz häufig in Frage gestellt wurde. Er drückt es folgendermaßen aus: „Ich glaube, ein Großteil meiner Ängste war, wie sag ich es, meinen Kollegen, weil das war also, bei den Männern war das im Großen und Ganzen schon so, also, bei meinen männlichen Kollegen, dass das, also, schon mit einer hochgezogenen Augenbraue quasi angenommen wurde, Frauen waren durchweg begeistert, aber das war jetzt schon ein deutlicher Unterschied in der Aufnahme, / War das wichtig, dass die Männer das auch akzeptieren?/, Ich glaub schon, als Mann und als Arzt und als Kollege."

Literatur

Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (2013): Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umrisse einer praxeologischen Analytik. In: Dies. (Hrsg.): Selbst Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld: transcript, S. 33-68.

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg/Westberlin: VSA.

Balzer, Nicole/Ricken, Norbert (2010): Anerkennung als pädagogisches Problem – Markierungen im erziehungswissenschaftlichen Diskurs. In: Schäfer, A./Thompson, C. (Hrsg.): Anerkennung. Paderborn: Schöningh, S. 35-87.

Bamberg, Michael (2003): POSITIONING WITH DAVIE HOGAN. <http://www.clarku.edu/~mbamberg/positioning_and_identity.htm> (Zugriff am 28.1.2017).

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erhoff, Uta/Karrer, Marva/Knapp, Gudrun-Axeli/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie: Studie zum Projekt Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2003): Noch einmal: Körper und Macht. In: Honneth, A./Saar, M. (Hrsg.): Michel Foucault – Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 52-67.

Butler, Judith. (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske und Budrich.

Dausien, Bettina (2009): Differenz und Selbst-Verortung. Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Aulenbacher, B./Riegraf, B. (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS Verlag, S. 157-177.

Esslinger, Detlef (2013): Waschen, schneiden, löhnen. Süddeutsche Zeitung vom 22.02.2013. <http://sz.de/1.1606665> (Zugriff am 27.1.2017).

Fischer, Gabriele (2015): Anerkennung. Macht. Hierarchie. Praktiken der Anerkennung und Geschlechterdifferenzierung in der Chirurgie und im Friseurhandwerk. Bielefeld: transcript.

Fischer, Ute-Luise (2009): Anerkennung, Integration und Geschlecht. Bielefeld: transcript.

Flick, Uwe (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Berlin: Merve.

Fraser, Nancy (2003): Anerkennung bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Eine Erwiderung auf Axel Honneth. In: Fraser, N./Honneth, A.: Umverteilung oder Anerkennung? Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 225-270.

Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (2000): Anerkennung und Arbeit. Konstanz: UVK.

Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kornher, Svenja (2012): Virtuose Haargestaltung. Mode- und Branchenentwicklung im deutschen Friseurhandwerk (1871-1945). Köln/Weimar/Wien: Böhlau. https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412215224.

Korobov, Neill (2001): Reconciling Theory with Method: From Conversation Analysis and Critical Discourse Analysis to Positioning Analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/906/1980> (Zugriff am 27.1.2017).

Leschber, Gunda (2008): Chirurgin in Deutschland Umfrage 2008. <http://www.bdc.de/bdc/bdc.nsf/0/d9d212e2b0f4ce87c12573fc004e0dbb/$FILE/Chirurgin%20in%20Deutschland%20171008.pdf> (Zugriff am 11.2.2014).

Lucius-Hoene, Gabriele/ Deppermann, Arnulf (2004): Narrative Identität und Positionierung. Gesprächsforschung – Onlinezeitschrift zur verbalen Interaktion 5, S. 166-183.

Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung 1, 2, S. 5-32.

Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie 32, 4, S. 282-301. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401.

Reh, Sabine/Ricken, Norbert (2012): Das Konzept der Adressierung. Zur Methodologie einer qualitativ-empirischen Erforschung von Subjektivation. In: Miethe, I./ Müller, H.-R. (Hrsg.): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen: Budrich, S. 35-56.

Ricken, Norbert (2013): Anerkennung als Adressierung. In: Alkemeyer, T./Budde, G./Freist, D. (Hrsg.): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld: transcript, S. 69-100.

Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Schäfer, Thomas/Völter, Bettina (2009): Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Völter, B./Dausien, B./ Lutz, B./ Rosenthal, G. (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS, S. 161-188.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, 3, S. 283-293.

Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Bielefeld: transcript.

Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene (2009): Mütter und Väter: Diskurse – Medien – Praxen. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7-21.

Tolasch, Eva (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11288-2.

Toppe, Sabine (2009): Rabenmütter, Supermuttis, abwesende Väter? – Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutsdiskurs in Deutschland. In: Thiessen, B./Villa, P.-I. (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7-21.

verdi (2013): Mindestlohntarifvertrag ab 1. August 2013. <https://www.verdi.de/themen/geld-tarif/++co++546cbad8-f85b-11e2-9f2f-52540059119e> (Zugriff am 27.1.2017).

Wagner, Gabriele (2004): Anerkennung und Individualisierung. Konstanz: UVK.

Welskopp, Thomas (2013): Anerkennung – Verheißung und Zumutung der Moderne. In: Honneth, A./Lindemann, O./ Voswinkel, S. (Hrsg.): Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Intergration in der Gegenwart. Frankfurt/M.: Campus, S. 40-73.

Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Konstanz: UVK.Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Frankfurt/M., New York: Campus.